

Meik Woyke

Parteifunktionäre in der „zweiten Reihe“: Kontinuitäten und Brüche sozialdemokratischer Biografien im 20. Jahrhundert

Die Zahl der Biografien über sozialdemokratische Politiker lässt sich kaum noch überblicken. Vor allem das Handeln von SPD-Angehörigen, die im zerrissenen 20. Jahrhundert in Spitzenämtern aktiv waren, ihre Prägungen und ihre politische Bedeutung sind von Historikerinnen und Historikern eingehend beschrieben worden. Ins Auge fallen in jüngster Zeit die wichtigen Arbeiten von Peter Merseburger über Willy Brandt und von Hartmut Soell über Helmut Schmidt, die eine breite Leserschaft über die Geschichtswissenschaft hinaus gefunden haben.¹ Aber das sind letztlich nur zwei besonders prominente Beispiele. Viele weitere Arbeiten wären bei einer systematischen Darlegung des Forschungsstands zu nennen, etwa von Christoph Meyer und August Leugers-Scherzberg über Herbert Wehner, dem neben Brandt und Schmidt dritten Mitglied der sozialdemokratischen „Troika“ während der sozial-liberalen Koalition, ohne an dieser Stelle eine Bewertung des wissenschaftlichen Gehalts und Ertrags der Biografien vorzunehmen.² Darüber hinaus sind mehrere Studien über ausgewählte Phasen und Teilaspekte im Leben Wehners erschienen. Neben seinen Jugendjahren ist sein Exil in Moskau und Schweden ausführlich beschrieben und interpretiert worden.³

Diese Tendenz zu umfassender biografischer Aufarbeitung und Dokumentation ist übrigens auch mit Blick auf Willy Brandt und Helmut Schmidt deutlich und in noch viel größerem Maße erkennbar. Erst kürzlich, im September 2009, wurde pünktlich zur Frankfurter Buchmesse der letzte Band der zehnteiligen Edition „Willy Brandt – Berliner Ausgabe“ veröffentlicht, nicht zuletzt dank Helga Grebing, die als Mitherausgeberin die gesamte Quellenedition mit ihrer fachlichen Kompetenz und kritischem Rat begleitet hat. Zudem fördert die Bundeskanzler-Willy-Brandt-Stiftung die Publikation der Willy-Brandt-Studien, die mittlerweile fünf Bände umfassen, etwa zur Europapolitik des ersten sozialdemokratischen Außenministers und Bundeskanzlers sowie weitere Quellendokumentationen.⁴

- 1 Peter Merseburger: Willy Brandt 1913–1992. Visionär und Realist, Stuttgart/München 2002; Hartmut Soell: Helmut Schmidt 1918–1969. Vernunft und Leidenschaft, München 2003; ders.: Helmut Schmidt 1969 bis heute. Macht und Verantwortung, München 2008.
- 2 Christoph Meyer: Herbert Wehner. Biographie, München 2006; August H. Leugers-Scherzberg: Die Wandlungen des Herbert Wehner. Von der Volksfront zur Großen Koalition, Berlin/München 2002.
- 3 Hartmut Soell: Der junge Wehner. Zwischen revolutionärem Mythos und praktischer Vernunft, Stuttgart 1991; Reinhard Müller: Herbert Wehner – Moskau 1937, Hamburg 2004; Michael F. Scholz: Herbert Wehner in Schweden 1941–1946, München 1995.
- 4 Eine aktuelle Übersicht der publizierten Werke bietet der Online-Auftritt des Verlags J. H. W. Dietz Nachf., <dietz-verlag.de/reihen> (27.11.2011). Besonders zu erwähnen ist überdies in diesem Zusammenhang die persönlich geprägte Biografie von Helga Grebing: Willy Brandt. Der andere Deutsche, München 2008.

Über Helmut Schmidt sind ergänzend zu gesamtbiografischen Ansätzen ebenfalls zahlreiche, mitunter überaus lesenswerte Arbeiten vorgelegt worden. Sie richten sich wie im Fall von Brandt sowohl an die wissenschaftliche Forschung als auch an eine breitere historisch interessierte Öffentlichkeit. Hervorzuheben ist die von der Helmut und Loki Schmidt-Stiftung begründete und finanzierte Reihe von mittlerweile sieben, jeweils rund 150 Seiten langen Publikationen, die sich dem Engagement von Schmidt im SDS oder der prägenden Bedeutung der Lichtwarkschule in Hamburg für den späteren Bundeskanzler ebenso widmen wie seinem Verhältnis zu dem französischen Staatspräsidenten Valéry Giscard d'Estaing.⁵

Ein ganz eigenes Thema wären die Autobiografien, Erinnerungen und Reflexionen von Spitzenpolitikern der Sozialdemokratie. Neben Brandt, Schmidt und Wehner haben etliche ihrer Parteigenossen und Weggefährten solche Texte in unterschiedlichen Karriere- und Lebenssituationen vorgelegt, häufig sogar in mehreren Bänden. Schmidts vorerst letztes Buch dieser Art mit dem hintergründigen Titel „Außer Dienst“ führte monatelang die Bestsellerlisten an.⁶

Wie verhält es sich aber mit denjenigen, einstmals im Deutschen Reich sehr prominenten Sozialdemokraten, die bereits vor 1933 ihr wichtigstes beziehungsweise höchstes Amt in Partei, Staat oder bisweilen auch in der Verwaltung ausfüllten? Zu denken ist etwa an die sozialdemokratischen Reichskanzler der Weimarer Republik: Philipp Scheidemann, Gustav Bauer und Hermann Müller. Umfassende Biografien, die wissenschaftlichen Ansprüchen genügen, sind mit Blick auf diese Politiker nach wie vor ein Desiderat.⁷

Auffällig ist zudem, dass biografische Arbeiten über Sozialdemokratinnen vielfach fehlen, sowohl für vor als auch für nach 1945 aktive Frauen. Dies ist zum einen rollenspezifischen Barrieren, schwierigeren Aufstiegswegen und dadurch eingeschränkten Karriereoptionen geschuldet. Zum anderen ist diese Feststellung jedoch fraglos auf – vielfach bis heute – männlich dominierte Wahrnehmungsmuster in der Historiografie und daran orientierte Schwerpunktsetzungen in der Forschung zurückzuführen.⁸

5 URL: <www.edition-temmen.de/Schriftenreihen/Studien-der-Helmut-und-Loki-Schmidt-Stiftung/> (27.11.2011).

6 Helmut Schmidt: *Außer Dienst. Eine Bilanz*, München 2008.

7 Vgl. Helmut Schmearsal: *Philipp Scheidemann 1865–1939. Ein vergessener Sozialdemokrat*, Frankfurt am Main u. a. 1999; Christian Gellinek: *Philipp Scheidemann. Gedächtnis und Erinnerung*, Berlin 2006; Karl Ludwig Rintelen: *Ein undemokratischer Demokrat: Gustav Bauer. Gewerkschaftsführer – Freund Friedrich Eberts – Reichskanzler. Eine politische Biographie*, Frankfurt am Main u. a. 1993; Andrea Hoffend: „Mut zur Verantwortung“ – Hermann Müller. Parteivorsitzender und Reichskanzler aus Mannheim, Mannheim 2001. Wertvolle und gewissenhaft recherchierte Hinweise zu allen drei sozialdemokratischen Reichskanzlern enthalten die Publikationen von Bernd Braun: *Die Reichskanzler der Weimarer Republik. Zwölf Lebensläufe in Bildern. Eine Ausstellung der Stiftung Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte in Heidelberg. Begleitheft*, Heidelberg 2003; ders.: *Die Weimarer Reichskanzler. Zwölf Lebensläufe in Bildern*, Düsseldorf 2011.

8 Kürzere biografische Studien können diese Lücke nicht füllen, bilden aber einen begrüßenswerten Anfang. Vgl. Gisela Notz: *Frauen in der Mannschaft. Sozialdemokratinnen im Parlamentarischen Rat und im Deutschen Bundestag 1948/49 bis 1957*, Bonn 2003; dies.: *Mehr als bunte Tupfen im Bonner Männerclub. Sozialdemokratinnen im Deutschen Bundestag 1957–1969*, Bonn 2007. Ein Lichtblick ist zudem die jüngst ebenfalls im Verlag J. H. W. Dietz Nachf. erschienene doppelbiografische Studie

Schließlich ist festzuhalten, dass Sozialdemokraten, die sich rückblickend als „Partiefunktionäre in der ‚zweiten Reihe‘“ bezeichnen lassen, ebenfalls nur vergleichsweise selten auf wissenschaftlichem Niveau biografisch gewürdigt worden sind. Dabei haben sie die Sozialdemokratie im 19. wie im 20. Jahrhundert maßgeblich getragen, ihre Wahlerfolge erkämpft, Niederlagen sowie gegebenenfalls Repressionserfahrungen genauso durchlebt wie ihre wesentlich prominenteren Genossen. Mit dieser Bezeichnung werden Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten in den Vordergrund gerückt, die mitunter jahrzehntelang für die SPD tätig waren, und zwar häufig vornehmlich auf regionaler Ebene. Im Unterschied zu etwa Philipp Scheidemann, Gustav Bauer und Hermann Müller oder mehrere Jahrzehnte später Willy Brandt, Helmut Schmidt und Herbert Wehner bekleideten solche Partiefunktionäre zwar verantwortliche Positionen, jedoch keine Spitzenämter auf Reichs- oder Bundesebene. Außerdem standen sie allenfalls für kurze Zeit in Regierungsverantwortung.

Das von Robert Michels erstmals im Jahr 1911 entworfene Bild eines Macht akkumulierenden und Innovationen blockierenden Funktionärs, das lange die soziologische Forschung beeinflusste, hilft in diesem Zusammenhang nicht weiter, so anregend es auch gewesen sein mag.⁹ Erforderlich ist vielmehr eine differenzierte Analyse dieser – ungeachtet ihres notorisch schlechten Rufs – vielfach durch Flexibilität, Anpassungs- und Wandelbereitschaft gekennzeichneten Gruppierung, die nicht als besonders homogen verstanden werden sollte. Dies gilt für die SPD und die Gewerkschaften wie für andere Organisationen, sei es inner- oder außerhalb der Arbeiterbewegung und ihres prägenden Milieus.¹⁰ Einer relativ offenen Definition folgend sind (Partei-)Funktionäre durch mehr oder weniger formalisierte Auswahlverfahren rekrutierte Personen, die „eine leitende oder leitungsvermittelnde, auf den politischen Raum bezogene Funktion innerhalb von nicht- beziehungsweise semistaatlichen bürokratisch strukturierten Organisationen übertragen bekommen haben, die sie haupt- oder ehrenamtlich ausüben, wobei sie oft im Spannungsfeld zwischen den Ansprüchen der Mitglieder und den Organisationszielen [sich wandelnde] Interessen organisieren, die sie nicht notwendigerweise selbst besitzen“.¹¹ Neben der Rekrutierung, Sozialisation und Zusammensetzung von Funktionärgruppen stellen das Gewicht politischer Überzeu-

von Karin Gille-Linne: *Verdeckte Strategien. Herta Gotthelf, Elisabeth Selbert und die Frauenarbeit der SPD 1945–1949*, Bonn 2011.

- 9 Robert Michels: *Zur Soziologie des Parteiwesens in der modernen Demokratie. Untersuchungen über die oligarchischen Tendenzen des Gruppenlebens*, 2., verm. Aufl., Leipzig 1925. Vgl. Joachim Hetscher: Robert Michels. Die Herausbildung der modernen Politischen Soziologie im Kontext von Herausforderung und Defizit der Arbeiterbewegung, Bonn 1993.
- 10 M. Rainer Lepsius: *Parteiensystem und Sozialstruktur. Zum Problem der Demokratisierung der deutschen Gesellschaft* [1966], in: Gerhard A. Ritter (Hg.): *Deutsche Parteien vor 1918*, Köln 1973, S. 56–80; Klaus Tenfelde: *Historische Milieus – Erblichkeit und Konkurrenz*, in: Manfred Hettling/Paul Nolte (Hg.): *Nation und Gesellschaft in Deutschland. Historische Essays*, München 1996, S. 247–268.
- 11 Till Kössler/Helke Stadtland: *„Organisationsmenschen“*. Thesen zur Geschichte der Funktionäre im 20. Jahrhundert, in: dies. (Hg.): *Vom Funktionieren der Funktionäre. Politische Interessenvertretung und gesellschaftliche Integration in Deutschland nach 1933*, Essen 2004, S. 7–36, hier: S. 19.

gungen, die Bedeutung von generationeller Zugehörigkeit sowie die Motive für die Funktionsrätigkeit zentrale Analysekategorien dar.¹²

Ein Beispiel für einen solchen Parteifunktionär in der „zweiten Reihe“ ist der mecklenburgische Sozialdemokrat Albert Schulz (1895–1974), mit dem ich mich in meiner 2004 angenommenen Dissertation intensiv befasst habe.¹³ Eine über die Maßen ausgedehnte Begründung, warum ich als Historiker eine Biografie vorlegte, war damals nicht erforderlich. Demgegenüber hatte sich zum Beispiel Hartmut Soell im Jahr 1976 in seiner Habilitationsschrift über den ehemaligen Vorsitzenden der SPD-Bundestagsfraktion Fritz Erler noch mit einem weit ausholenden, rund 200-seitigen methodisch-theoretischen Anhang gerechtfertigt und seine Arbeit in die zeitgeschichtliche Forschung eingeordnet. Auch der Untertitel der 1973 publizierten Dissertation von Wilhelm Ribhegge ist vor diesem Hintergrund zu verstehen. Er nannte seine Studie über den während der Weimarer Republik von der Sozialdemokratie ins völkisch-konservative Lager gewechselten August Winnig eine „historische Persönlichkeitsanalyse“, also wohlgernekt ausdrücklich nicht „Biografie“.¹⁴

Damals war diese Textgattung noch heftig umstritten, und das mit triftigem Grund: Vor allem die Historische Sozialwissenschaft, die sich in den 1960er Jahren formiert hatte, erhöhte den Legitimationsbedarf für biografische Darstellungen. Zu jener Zeit war in den fachinternen Diskussionen immer dezidiert von der Theoriebedürftigkeit der Geschichtsschreibung die Rede. Biografien erfüllten diesen Anspruch bloß selten und galten deshalb aus sozialwissenschaftlicher Perspektive als rückständig. Ihren Verfassern wurde in der Regel vorgeworfen, unreflektiert dem Historismus als Weltanschauung und Methode zu huldigen. Die Kritik zielte besonders auf das Individualitätsprinzip, das im Zentrum dieser seit dem 19. Jahrhundert einflussreichen Wissenschaftskonzeption stand. Anstatt das Leben von vermeintlich großen Persönlichkeiten als Folge einer gesetzmäßigen Entwicklung zu beschreiben oder Ereignisse isoliert nachzuzeichnen, widmete sich die Historische Sozialwissenschaft anderen Fragestellungen. Der Fokus ruhte nunmehr auf gesellschaftlichen Strukturen und Prozessen. Zugleich rückten biografische Darstellungen in den Hintergrund. Für diese Gattung schien in einer theoriegeleiteten Geschichtswissenschaft kein Platz mehr zu sein.¹⁵

Doch im Abstand von mehr als 40 Jahren stellen sich die Konfliktlinien weniger scharf dar. Das Schreiben einer Biografie und die Prinzipien der Historischen Sozialwissenschaft sind nicht zwangsläufig gegenläufig. Vielmehr lässt sich die Betrachtung von Personen und

12 Vgl. auch Gunilla-Friederike Budde: Rezension zu: Till Kössler/Helke Stadtland (Hg.): Vom Funktionieren der Funktionäre. Politische Interessenvertretung und gesellschaftliche Integration in Deutschland nach 1933, Essen 2004, in: H-Soz-u-Kult, 17.3.2006, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2006-1-180>> (27.11.2011).

13 Meik Woyke: Albert Schulz (1895–1974). Ein sozialdemokratischer Regionalpolitiker, Bonn 2006. Die folgende Passage fußt zum Teil auf dem Dissertationstext.

14 Hartmut Soell: Fritz Erler. Eine politische Biographie, Bd. 2, Berlin/Bonn 1976, S. 987 ff.; Wilhelm Ribhegge: August Winnig. Eine historische Persönlichkeitsanalyse, Bonn-Bad Godesberg 1973.

15 Zur theoretischen Diskussion vgl. Andreas Gestrich: Sozialhistorische Biographieforschung, in: ders./Peter Knoch/Helga Merkel (Hg.): Biographie – sozialgeschichtlich, Göttingen 1988, S. 5–28; Jürgen Oelkers: Biographik – Überlegungen zu einer unschuldigen Gattung, in: Neue Politische Literatur 19 (1974), S. 296–309.

Ereignissen mit der Analyse von Strukturen und Prozessen verbinden. Auf diese Weise entstehen häufig vielversprechende Anknüpfungspunkte für die Analyse von politischen Organisationen und Institutionen. Im Idealfall kann die historische Bedeutung eines individuellen Lebens aufgezeigt werden, ohne einen Menschen in hagiografischer Manier zu überhöhen. Gleichzeitig sollte die prägende Kraft von gesellschaftlichen Faktoren zum Ausdruck kommen. Wird so verfahren, begegnet eine biografische Studie der Gefahr, eine teleologische Entwicklungslinie zu konstruieren. Das Leben einer Person folgt schließlich keiner inneren Notwendigkeit, die sich intuitiv verstehen und darstellen ließe. In Abgrenzung von einer solchen historistischen Betrachtungsweise ist es von großer Wichtigkeit, den sozialen, politischen und ökonomischen Bedingungen des menschlichen Handelns nachzugehen. Allein so lässt sich die Komplexität einer Biografie angemessen erfassen.¹⁶

Derweil besitzt der psychohistorische Ansatz, der vor einiger Zeit eine Konjunktur erlebte, kaum Überzeugungskraft. Unklar bleibt in erster Linie, welchen wissenschaftlichen Erkenntnisfortschritt es bringt, das Verhalten eines Menschen im Wesentlichen mit Hilfe von psychoanalytischen Theoremen erklären zu wollen. Zudem reicht die Quellenlage für derart ambitionierte und äußerst tiefgreifende Analysen in der Regel nicht aus.¹⁷

Von den theoretischen Diskussionen und Anforderungen der neueren Biografieforschung zurück zu Albert Schulz, der im Folgenden zusammen mit weiteren ausgewählten Sozialdemokraten als Partiefunktionär in der „zweiten Reihe“ vorgestellt werden soll. 1895 in Rostock geboren, war er während des 20. Jahrhunderts in fünf verschiedenen politischen Systemen und drei norddeutschen Ländern für die Arbeiterbewegung und deren Organisationen tätig. Seine Wirkungsmöglichkeiten standen dabei stets in Abhängigkeit zur jeweiligen Staatsform. Politische Brüche und Systemwechsel boten ihm einerseits Gelegenheit für intensiveres Engagement, konnten ihn aber andererseits auch massiv in seinen Aktivitäten behindern: Aufgewachsen im Deutschen Kaiserreich in einem sozialdemokratischen Milieu, trat Schulz 1910 kurz nach Beginn seiner Lehrzeit als Maschinenbauer auf der Neptunwerft der „Freien Jugend“ bei. In dieser Arbeiterjugendorganisation fungierte er nacheinander als Kassenwart, Schriftführer und schließlich als Vorsitzender. Noch vor dem Ersten Weltkrieg schloss er sich der SPD an.¹⁸

16 Ebd.; vgl. auch Ulrich Raulff: Das Leben – buchstäblich. Über neuere Biographik und Geschichtswissenschaft, in: Christian Klein (Hg.): Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens, Stuttgart/Weimar 2002, S. 55–68, insbesondere S. 66 ff.; Pierre Bourdieu: Die biographische Illusion [1986], in: BIOS 1 (1990), S. 75–81.

17 Als Beispiel für diesen Ansatz kann bis zu einem gewissen Grad die oben zitierte Arbeit von Ribhegge dienen. Vgl. Hans-Ulrich Wehler: Zum Verhältnis von Geschichtswissenschaft und Psychoanalyse, in: ders. (Hg.): Geschichte und Psychoanalyse, Köln 1971, S. 9–30; Hedwig Röckelein (Hg.): Biographie als Geschichte. Tübingen 1993 (Forum Psychohistorie, Bd. 1), S. 7 ff. Dazu kritisch Hagen Schulze: Die Biographie in der „Krise der Geschichtswissenschaft“, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 29 (1978), S. 508–518, hier: S. 511 ff. sowie als neueren Überblick: Nikolas R. Dörr: Zeitgeschichte, Psychologie und Psychoanalyse, Version: 1.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 29.4.2010, URL: <https://docupedia.de/zg/Zeitgeschichte_Psychologie_und_Psychoanalyse?oldid=75543> (28.11.2011).

18 Vgl. Woyke: Albert Schulz, S. 21 ff.

Mit der Novemberrevolution 1918 eröffneten sich Schulz bis dahin ungeahnte Karriereoptionen. Er wurde rasch Ortsvereinsvorsitzender seiner Partei in Rostock, Mitglied des Landtags von Mecklenburg-Schwerin sowie Gauvorsitzender des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold in Mecklenburg-Lübeck. Zudem 1932 für wenige Monate Reichstagsabgeordneter, stand er ab dem folgenden Jahr unter nationalsozialistischer Verfolgung und wurde mehrfach verhaftet. Von 1946 bis 1949 fungierte er als Oberbürgermeister von Rostock und war SED-Mitglied, bis er nach Westdeutschland floh. Es folgte eine zweite Nachkriegskarriere auf eher untergeordneten Positionen innerhalb der SPD in Hamburg und Schleswig-Holstein.¹⁹

Die Biografie von Schulz kann als typisch für die Prägungen und politischen Optionen einer bestimmten Führungsgeneration in der „zweiten Reihe“ der Sozialdemokratie gelten. Trotz zahlreicher Gemeinsamkeiten, angefangen beim Elternhaus, wird in diesem Zusammenhang jedoch keinesfalls die Existenz einer homogenen sozialen Gruppe unterstellt. Der mit Bedacht zu verwendende Generationsbegriff²⁰ dient vielmehr als Instrument, um die Biografien von ausgewählten Sozialdemokraten, die in den 1880er und 1890er Jahren geboren wurden und in Mecklenburg verschiedene herausgehobene Positionen bekleideten, vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Umbrüche miteinander zu vergleichen.

Nicht nur der Erste Weltkrieg, die Novemberrevolution und das Krisenjahr 1923, sondern auch die nationalsozialistische Verfolgung und die Repressionen in der Sowjetischen Besatzungszone trafen Albert Schulz und seine etwa gleichaltrigen, in Mecklenburg aktiven Parteigenossen in derselben Lebensphase. Die Umbruchserfahrungen, die sich damit verbanden, konnten zweifellos in unterschiedlicher Intensität auftreten. Gerade in der Summe waren sie aber vermutlich so tiefgreifend, dass ihnen im Zusammenspiel mit einem frühen Bekenntnis zur SPD eine generationsbildende Kraft beigemessen werden kann.²¹ Dass es sich bei der Rede von bestimmten „Generationen“ immer auch um rückblickende Konstruktionen handelt, steht dabei außer Frage. Nicht bloß Historiker gehören in diesem Prozess zu den Akteuren, sondern die Zeitgenossen selbst verständigen sich in der Regel ex post über ihre gemeinsamen Erlebnisse und Erfahrungen, um deren Bedeutung in einem größeren politischen und sozialen Zusammenhang zu definieren. Solche, nicht unbedingt kongruenten Sinndeutungen werden durch Erzählungen und autobiografische Zeugnisse tra-

19 Ebd., S. 39 ff., 113 ff., 143 ff. und 257 ff.

20 Grundlegend für die sozialwissenschaftliche Forschung ist vor allen Dingen die Arbeit von Karl Mannheim: *Das Problem der Generationen*, in: *Kölner Vierteljahrshefte für Soziologie* 7 (1928), S. 157–185 und 309–330, insbesondere S. 168 ff. Siehe zudem Hans Jaeger: *Generationen in der Geschichte. Überlegungen zu einer umstrittenen Konzeption*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 3 (1977), S. 429–452. Den Unterschied zwischen Arbeitergeneration und Führungsgenerationen in der Arbeiterbewegung benennt Klaus Tenfelde: *Milieus, politische Sozialisation und Generationskonflikte im 20. Jahrhundert*, Bonn 1998, S. 9. Außerordentlich instruktiv ist darüber hinaus der kürzlich erschienene Sammelband von Andreas Kraft/Mark Weißhaupt (Hg.): *Generationen: Erfahrung – Erzählung – Identität*, Konstanz 2009. Neben der Einleitung der Herausgeber sind daraus zwei Aufsätze wegen ihrer analytischen Schärfe besonders hervorzuheben: Bernhard Giesen: *Ungleichzeitigkeit, Erfahrung und der Begriff der Generation*, in: ebd., S. 191–215; Oliver Neun: *Zur Kritik am Generationenbegriff von Karl Mannheim*, in: ebd., S. 217–242.

21 Ebd.

diert sowie abhängig von ihrer Überzeugungskraft und Wirkungstiefe in das kollektive Gedächtnis einer Gesellschaft eingeschrieben.²²

Um diese Annahmen zu konkretisieren, soll im Folgenden ausgelotet werden, inwieweit die genannten ereignisgeschichtlichen Zäsuren formativ auf die hier näher in Augenschein genommene Führungsriege von mecklenburgischen Sozialdemokraten wirkten. Welche Kontinuitäten und Brüche sind dabei zu erkennen?

Bei allem Bemühen um Differenzierung besteht allerdings stets die Gefahr, individuelle Prägungen und heterogene Biografieverläufe ohne nennenswerten Erkenntnisgewinn zu verallgemeinern. Denn selbst die lockere Fixierung einer Generation – anhand einer weitestgehend identischen politischen Gesinnung, mit Blick auf markante historische Ereignisse, durch regionale Faktoren sowie in Abhängigkeit von der Positionierung in der innerparteilichen Hierarchie – bleibt in erster Linie eine nachträgliche Zuschreibung. Sofern dies bei der Analyse berücksichtigt wird, verspricht der generationelle Ansatz jedoch durchaus instruktive Erkenntnisse, die über die isolierte Betrachtung einer einzelnen Biografie hinausführen.²³

So lässt sich am Beispiel von Mecklenburg zeigen, dass es in der Sozialdemokratie nicht bloß vor 1914 mehrere gängige Karrieremuster gab.²⁴ Der Begriff der Karriere soll dabei ausdrücklich nicht vordergründig eigennütziges Streben nach persönlichem Erfolg und Gewinn meinen. Vielmehr wird er benutzt, um die Übereinstimmungen im beruflichen und politischen Aufstieg von Schulz und anderen Sozialdemokraten hervorzuheben. Diese Festlegung schließt allerdings keineswegs aus, dass manche Genossen bisweilen karrieristische Ziele verfolgten.

Neben der Biografie von Albert Schulz sollen unter der erläuterten generationellen Perspektive vor allem vier Führungsfiguren der mecklenburgischen Sozialdemokratie genauer

- 22 Vgl. Björn Bohnenkamp/Till Manning/Eva-Maria Silies: *Argument, Mythos, Auftrag und Konstrukt. Generationelle Erzählungen in interdisziplinärer Perspektive*, in: dies. (Hg.): *Generation als Erzählung. Neue Perspektiven auf ein kulturelles Deutungsmuster*, Göttingen 2009, S. 9–29, insbesondere S. 18 ff.; Beate Fietze: *Historische Generationen. Über einen sozialen Mechanismus kulturellen Wandels und kollektiver Kreativität*, Bielefeld 2009, S. 99 ff. und 113 ff. Zu dem von dem französischen Soziologen Maurice Halbwachs in den 1920er Jahren eingeführten Konzept des „kollektiven Gedächtnisses“ vgl. Aleida Assmann: *Geschichte im Gedächtnis. Von der individuellen Erfahrung zur öffentlichen Inszenierung*, München 2007, S. 25 ff.
- 23 Vgl. auch Jürgen Reulecke (Hg.): *Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert*, München 2003; Ulrike Jureit/Michael Wildt (Hg.): *Generationen. Zur Relevanz eines wissenschaftlichen Grundbegriffs*, Hamburg 2005. Zur Generationszugehörigkeit von Politikern in der Weimarer Republik und ihren Prägungen im Kaiserreich allgemein siehe Detlev J. K. Peukert: *Die Weimarer Republik. Krisenjahre der Klassischen Moderne*, Frankfurt am Main 1987, S. 25 ff.
- 24 Für den typischen Ablauf von sozialdemokratischen Karrieren im Kaiserreich vgl. Klaus Tenfelde: *Arbeitersekretäre. Karrieren in der deutschen Arbeiterbewegung vor 1914*, Heidelberg 1993, S. 12 ff. und ferner Gerhard Beier: *Zum Problem der Arbeiteraristokratie im 19. und 20. Jahrhundert. Zur Sozialgeschichte einer umstrittenen Kategorie*, in: *Herkunft und Mandat. Beiträge zur Führungsproblematik in der Arbeiterbewegung*, Frankfurt am Main/Köln 1976, S. 9–71, hier: S. 14 ff. Äußerst detaillierte Darstellungen vereinigt mittlerweile der Band von Klaus Schönhoven/Bernd Braun (Hg.): *Generationen in der Arbeiterbewegung*, München 2005.

betrachtet werden. Es handelt sich um Carl Moltmann (1884–1960), Margarete Ketelhohn (1884–1969), Wilhelm Höcker (1886–1955) und Willy Jesse (1897–1971).²⁵ Ähnlich sozialisiert und ursprünglich als Handwerker, Handlungsgehilfe oder Industriearbeiter tätig, erlebten diese Generationsgenossen den Ersten Weltkrieg mehrheitlich als Soldaten im Fronteinsatz und profitierten danach ebenso wie Schulz von dem breiten Spektrum an Partizipations- und Betätigungsmöglichkeiten, das mit der Novemberrevolution für Sozialdemokraten entstand. Mit der Ausrufung der Weimarer Republik verquickte sich die politische mit der beruflichen Karriere. Zudem war der Übergang von der Hand- zur Kopfarbeit für den allmählichen sozialen Aufstieg der Sozialdemokraten charakteristisch. Grundsätzlich kam es im Zuge des Karriereschubs jedoch nur selten zur Überwindung von Milieugrenzen. Die seinerzeit noch jungen Politiker bewegten sich in den tradierten Aufstiegsschleusen innerhalb der Arbeiterbewegung, die Klaus Tenfelde an verschiedenen Stellen plausibel beschrieben hat.²⁶ Um eine Karriere in der Sozialdemokratie zu machen, war es bereits seit dem Kaiserreich wichtig, sich auf bestimmten Tätigkeits- und Berufsfeldern im Umfeld der SPD zu bewähren. Dies konnten wie im Fall von Schulz die Arbeiterjugend und dann eine Allgemeine Ortskrankenkasse sein, bis eine Redakteursstelle bei einer sozialdemokratischen Zeitung erreichbar wurde. Zuvor hatte er sich bei der Abwehr des Kapp-Lüttwitz-Putsches bewährt. Manche der Genossen avancierten unter vergleichbaren Bedingungen nach 1918 zu Partei- oder Gewerkschaftssekretären. Zusätzliche Karrieremöglichkeiten boten die Konsumgenossenschaften und Arbeiterkulturorganisationen. Ohne überdurchschnittliche Leistungsbereitschaft, gepaart mit Ehrgeiz, Durchsetzungsvermögen und Glück, ließ sich ein solcher Aufstieg jedoch nicht verwirklichen. Zudem besaß die Fürsprache von einflussreichen Funktionären aus der vorangegangenen Generation besonderes Gewicht, die helfen konnte, sich gegen innerparteiliche Rivalen durchzusetzen. Doch selbst unter den günstigsten Bedingungen verlief eine Karriere selten geradlinig. Zu groß waren die Unwägbarkeiten. Dennoch lässt sich eine beinahe junktimartige Verbindung zwischen dem beruflichen Fortkommen in der Sozialdemokratie und dem Einzug in ein regionales oder kommunales Parlament ausmachen, was ein Blick auf die ausgewählten Biografien verdeutlicht.²⁷

Carl Moltmann war seit 1919 hauptamtlicher Sekretär im SPD-Unterbezirk Schwerin und zugleich Mitglied des Landtags. Zudem fungierte er als Verleger des Parteiorgans „Das freie Wort“. Im Jahr 1928 avancierte er zum Direktor des mecklenburgischen Landesarbeits-

25 Lediglich zu Höcker und Jesse liegen bislang detailliertere Biografien vor. Der angestrebte Vergleich stützt sich ansonsten auf meine Dissertation sowie auf Archivmaterial, die Handbücher des Landtags von Mecklenburg-Schwerin und auf knappe biografische Skizzen. Hilfreich sind auch Werner Müller/Fred Mrotzek/Johannes Köllner: *Die Geschichte der SPD in Mecklenburg und Vorpommern*, Bonn 2002 sowie Klaus Schwabe: *Wurzeln, Traditionen und Identität der Sozialdemokratie in Mecklenburg und Pommern*, Schwerin 1999.

26 Vgl. insbesondere Tenfelde: *Arbeitersekretäre*, S. 12 ff.

27 Vgl. Wilhelm Heinz Schröder: *Politik als Beruf? Ausbildung und Karrieren von sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten im Kaiserreich und in der Weimarer Republik*, in: Dieter Dowe/Jürgen Kocka/Heinrich August Winkler (Hg.): *Parteien im Wandel vom Kaiserreich zur Weimarer Republik. Rekrutierung – Qualifizierung – Karrieren*, München 1999, S. 27–84, insbesondere S. 47 ff.

amts, 1932 zog er in den Reichstag ein.²⁸ Im Unterschied dazu war Margarete Ketelhohn – eine der wenigen prominenten Sozialdemokratinnen in Mecklenburg – seit 1919 als Gewerkschaftsfunktionärin aktiv. 1920 erlangte sie als erste Frau überhaupt einen Sitz im Landtag von Mecklenburg-Schwerin. Fünf Jahre später wurde sie in den Bezirksvorstand der SPD gewählt. Obendrein gehörte sie dem Leitungsgremium der Arbeiterwohlfahrt in Mecklenburg-Lübeck an. Sie engagierte sich vor allem in der Frauenarbeit und für soziale Belange. Eine feste Stelle im Parteiapparat erhielt sie jedoch nie.²⁹ Wilhelm Höcker begann seine Karriere in der Sozialdemokratie derweil als Lagerhalter einer Konsumgenossenschaft und wurde 1921, nach erfolgreicher Wahl, zum Amtshauptmann von Güstrow ernannt. Darüber hinaus saß er für lange Zeit im Landtag von Mecklenburg-Schwerin.³⁰ Unterdessen amtierte Willy Jesse bis 1927 als Bezirksvorsitzender der Sozialistischen Arbeiterjugend. Im Anschluss an diese besoldete Funktion wurde er hauptamtlicher Parteisekretär im Unterbezirk Rostock. 1932 stieg er nach dem Tod eines älteren Genossen zum Bezirkssekretär der SPD in Mecklenburg-Lübeck auf. Erst wenige Monate zuvor war er in den Landtag eingezogen.³¹

Trotz solcher beruflichen und politischen Erfolge blieben die Spitzenpositionen in Partei, Staat und Verwaltung während der Weimarer Republik gewöhnlich den vor 1880 geborenen Sozialdemokraten vorbehalten. Albert Schulz und seine Altersgenossen brachten es im demokratisch verfassten Staat zumeist in Positionen auf mittlerer Leitungsebene und besaßen gute Chancen auf ein Landtagsmandat. Insofern können sie als nachwachsende Führungsgeneration bezeichnet werden.³²

Allein in den Vorständen des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold waren die jüngeren Sozialdemokraten in der Mehrheit. Die vorangegangene Generation hatte nicht im Ersten Weltkrieg gekämpft und war zudem oftmals nicht mehr so streitbar wie der noch relativ junge Schulz oder Jesse. Auch in diesem Zusammenhang befand sich Margarete Ketelhohn zusammen mit den anderen weiblichen Generationsmitgliedern in einer besonderen Lage. Das Reichsbanner blieb den Männern vorbehalten.³³ Unabhängig von diesem Sonderfall lässt sich indes mit guten Argumenten vermuten, dass Ketelhohn trotz ihres vielfältigen Engage-

28 Vgl. Luise Höppner: *Erinnerungen an meinen Vater Carl Moltmann*, in: *Schweriner Blätter* 4 (1984), S. 29–35.

29 Vgl. Heike Schröder: *Zur Geschichte der sozialdemokratischen Arbeiterjugendbewegung von ihren Anfängen bis 1923*, Bd. 2, Diss. Rostock 1989, S. 46f. (Erinnerungsbericht von Margarete Lange, Tochter von Margarete Ketelhohn, 25.5.1988).

30 Vgl. Luise Höppner: *Wilhelm Höcker (1886–1955)*, in: *Neue Mecklenburgische Monatshefte* 1 (1956), S. 4–8; Eberhard Voß: *Wilhelm Höcker. Der erste Ministerpräsident Mecklenburgs nach der Befreiung vom Faschismus*, in: *Archivmitteilungen* 36 (1986), S. 149–151. Für ein wesentlich differenzierteres Bild vgl. Solveig Lude: *Wilhelm Höcker – erster Ministerpräsident Mecklenburgs in der SBZ/DDR*, Magisterarbeit, Rostock 2001, S. 10ff., und dies. [Solveig Simowitsch]: „... Werden als Wortbrüchige in die Geschichte der SPD eingehen ...“. *Sozialdemokratische Konvertiten. Wilhelm Höcker, Carl Moltmann, Otto Buchwitz, Heinrich Hoffmann*, Berlin 2006.

31 Vgl. Grit Stunnack: *Willy Jesse – Eine Biographie*, Magisterarbeit, Rostock 1997, S. 3ff.

32 Vgl. Woyke: *Albert Schulz*, S. 303ff.

33 Vgl. Karl Rohe: *Das Reichsbanner Schwarz Rot Gold. Ein Beitrag zur Geschichte und Struktur der politischen Kampfverbände zur Zeit der Weimarer Republik*, Düsseldorf 1966; Benjamin Ziemann: *Republikanische Kriegserinnerung in einer polarisierten Öffentlichkeit. Das Reichsbanner Schwarz-*

ments für die Sozialdemokratie häufig Nachteile hatte, bloß weil sie eine Frau war. Schließlich war die SPD in der Weimarer Republik eindeutig männlich dominiert.

Aber selbst für Männer in einem hervorragend funktionierenden sozialen Netzwerk gab es keine Garantie auf einen geradlinigen Karriereverlauf. Die Aufstiegswege von Schulz und seinen Generationsgenossen erwiesen sich um die Mitte der 1920er Jahre als blockiert. Neben dem SPD-Vorsitz waren in Mecklenburg insbesondere Ministerämter und Reichstagsmandate für sämtliche Angehörige der Generation lange kaum erreichbar.³⁴ Diese Tendenz zur Überalterung der mächtigsten Funktionäre ließ sich auch in den sozialdemokratischen Führungsgremien auf Reichsebene und in den Gewerkschaften beobachten.³⁵ Am durchlässigsten waren noch die Grenzen, die es zu überwinden galt, um in den SPD-Bezirksvorstand gewählt zu werden. So gelangte Carl Moltmann relativ frühzeitig in dieses Gremium. Derweil setzte Wilhelm Höcker als Verwaltungsfachmann andere Prioritäten. Margarete Ketelhohn, Schulz und Willy Jesse wurden demgegenüber erst später in den Vorstand gewählt.³⁶ Dabei profitierten sie von einem Generationswechsel in der mecklenburgischen Sozialdemokratie, der zu Beginn der 1930er Jahre seinen Höhepunkt fand. Diese Entwicklung hatte zwei Ursachen. Zum einen reduzierten einige Genossen aus der vorangegangenen Generation ihr politisches Engagement aus Altersgründen, zum anderen verstarb eine Reihe von langjährigen Multifunktionären in kürzester Zeit.³⁷

Damit schienen für Albert Schulz und die übrigen Generationsmitglieder lang gehegte Hoffnungen unmittelbar vor der Erfüllung zu stehen. Immerhin verband sich die zuneh-

Rot-Gold als Veteranenverband der sozialistischen Arbeiterschaft, in: *Historische Zeitschrift* 267 (1998), S. 357–398.

34 Allein der 1891 geborene Julius Leber kam etwas schneller voran. Der promovierte Nationalökonom zog bereits 1924 für den Wahlkreis Mecklenburg-Lübeck in den Reichstag ein und konnte sich dort bis zu einem gewissen Grad profilieren. Vgl. Dorothea Beck: *Julius Leber. Sozialdemokrat zwischen Reform und Widerstand*, Berlin 1983, S. 72 ff.

35 Vgl. Hans Mommsen: *Die Sozialdemokratie in der Defensive: Der Immobilismus der SPD und der Aufstieg des Nationalsozialismus*, in: ders. (Hg.): *Sozialdemokratie zwischen Klassenbewegung und Volkspartei*, Frankfurt am Main 1974, S. 106–133, insbesondere S. 123 ff.; Schröder: *Politik als Beruf?*, S. 30 ff.; Meik Woyke: *Die „Generation Schumacher“*, in: Schönhoven/Braun, S. 87–105. Die Binnenstruktur und das Sozialprofil der nach 1918 amtierenden Gewerkschaftsspitze untersucht Detlev Brunner: *Bürokratie und Politik des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes 1918/19 bis 1933*, Köln 1992, S. 104 ff. und 110 ff. Für ein anderes, insgesamt weniger einleuchtendes Generationenmodell vgl. Ulrich Borsdorf: *Deutsche Gewerkschaftsführer – biographische Muster*, in: ders. u. a.: *Gewerkschaftliche Politik: Reform aus Solidarität. Zum 60. Geburtstag von Heinz O. Vetter*, Köln 1977, S. 11–41, hier: S. 13 ff.

36 Vgl. Woyke: *Albert Schulz*, S. 92 f. und 110 f.

37 Unter den verstorbenen Multifunktionären befanden sich Karl Brehmer (1875–1929), von 1919 bis 1929 Sekretär der SPD im Unterbezirk Rostock, Julius Asch (1875–1932), langjähriger Finanzminister von Mecklenburg-Schwerin, Paul Schroeder (1875–1932), von 1926 bis 1929 Ministerpräsident des Landes, und Wilhelm Kröger (1873–1932), von 1905 bis 1932 Parteisekretär und Vorsitzender der SPD in Mecklenburg-Lübeck sowie von 1919 bis 1932 Mitglied des Reichstags. Für die biografischen Angaben siehe Schwabe, S. 69 ff. Den Begriff des „Multifunktionärs“ erläutert Siegfried Weichlein: *Multifunktionäre und Parteieliten in Katholizismus und Sozialdemokratie zwischen Kaiserreich und Republik*, in: Dowe/Kocka/Winkler, S. 183–209.

mend realistischer werdende Übernahme eines Spitzenamtes mit der Aussicht auf größeren Einfluss zur Durchsetzung politischer Ziele. Aber die Machtübernahme der Nationalsozialisten bereitete nicht bloß der Karriere von Schulz ein jähes Ende. Die Sozialdemokraten wurden ihrer politischen Ämter enthoben und verfolgt. Viele von ihnen standen bereits vor dem Verbot der SPD und aller übrigen Organisationen der Arbeiterbewegung unter Polizeiaufsicht. Nicht wenige der schikanierten Altersgenossen blieben ihrer Gesinnung indessen durch oppositionelles Verhalten treu. Schulz und Jesse saßen deswegen insgesamt für mehrere Monate in Haft. Nach ihrer Freilassung schlugen sie sich als Einzelhändler durch. Auch Moltmann und Höcker verdienten auf diese Weise ihren Lebensunterhalt, während Margarete Ketelhohn anderweitig unterkam. Die kaufmännische Tätigkeit im eigenen Geschäft erlaubte konspirative Kontakte. Zumindest im Zigarrenladen von Moltmann in Schwerin und bei Schulz in Rostock kam es gelegentlich zu informellen Treffen von Angehörigen und Sympathisanten der vom nationalsozialistischen Regime zerschlagenen Sozialdemokratie. Zu Beginn des Zweiten Weltkriegs wurden Schulz und Jesse als Soldaten eingezogen. Moltmann und Höcker waren zu alt für den Kriegsdienst. Wieder einmal galten für Margarete Ketelhohn aufgrund ihres Geschlechts andere Bedingungen. Nach etwas mehr als einem Jahr wurden Schulz und Jesse aus Altersgründen aus der Wehrmacht entlassen. Fortan mussten sie wie Höcker als Dienstverpflichtete kriegswichtige Arbeit verrichten. Die vorherrschenden Verhaltensformen in der Generation waren Resistenz und Opposition. Jesse, im begrenzten Umfang auch Schulz, hatte überdies Kontakt zum Widerstandskreis des 20. Juli 1944. Nach dem gescheiterten Hitler-Attentat wurden Moltmann, Höcker und Schulz von der Geheimen Staatspolizei im Rahmen der „Aktion Gewitter“ verhaftet und für einige Wochen festgehalten. Nur Margarete Ketelhohn blieb von dieser Maßnahme verschont. Der am stärksten in den Attentatsversuch involvierte Jesse, der ebenfalls eingesperrt werden sollte, konnte sich durch eine spektakuläre Flucht nach Schweden absetzen.³⁸

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs und dem Zusammenbruch des NS-Regimes bemühten sich Albert Schulz und viele andere Angehörige der Generation um den Wiederaufbau der Sozialdemokratie in Mecklenburg-Vorpommern. Dabei hatten sie die Bedingungen der sowjetischen Herrschaft zu akzeptieren. Allein Margarete Ketelhohn hielt sich zurück, obgleich sie anfangs noch wie gewohnt Frauen- und Wohlfahrtsarbeit leistete. Dagegen gehörten Moltmann, Höcker, Schulz und Jesse jetzt zu den einflussreichsten Sozialdemokraten im Land. Sie bekleideten allesamt Spitzenpositionen. Die vorangegangene Führungsgeneration war endgültig abgetreten. Moltmann wurde SPD-Landesvorsitzender, während Höcker als Präsident der mecklenburgischen Verwaltung und ab 1946 als Ministerpräsident amtierte. Im selben Jahr übernahm Schulz das Oberbürgermeisteramt von Rostock. Jesse erhielt nach seiner Rückkehr aus dem Exil eine hauptamtliche Stelle im Landesverband der SPD.³⁹

Der Zwangsvereinigung mit der KPD standen die Altersgenossen gespalten gegenüber. Während Moltmann und Höcker letztlich dem Werben der Kommunisten erlagen und sich

38 Vgl. Woyke: Albert Schulz, S. 113 ff.

39 Vgl. ebd., S. 143 ff.

bemühten, ihre Karrieren in der SED fortzusetzen,⁴⁰ gehörten Schulz und Jesse zu den entschiedenen Gegnern der Parteienfusion. Beide wurden von der sowjetischen Geheimpolizei verhaftet. Überraschenderweise kam Schulz nach wenigen Monaten frei, vermutlich um die aufgebrachte Bevölkerung von Rostock, insbesondere die Arbeiterschaft, zu beruhigen. Zudem durfte er seine Tätigkeit als Oberbürgermeister wieder aufnehmen. Jesse hingegen wurde nach Sibirien verbracht und blieb für mehrere Jahre in Haft. Unterdessen hatte sich Margarete Ketelhohn fast vollständig aus der aktiven Politik zurückgezogen. Moltmann genoss ab 1946 sein gewachsenes Ansehen als neu gewählter Landtagspräsident und konnte sich noch bis 1952, als die Länder der DDR aufgelöst wurden, in dieser Spitzenposition halten. Dann hatte er seine Schuldigkeit für die neuen Machthaber getan. Den paritätischen Vorsitz der mecklenburgischen SED hatte er bereits 1949 abgeben müssen. Bis Moltmann starb, bekleidete er nur noch untergeordnete Ämter mit repräsentativen Verpflichtungen, aber ohne großen Einfluss. Nicht viel anders erging es Höcker, wobei auch Alters- und Krankheitsgründe eine Rolle spielten. Er wurde 1951 als Ministerpräsident abgelöst.⁴¹

Als der Anpassungsdruck in der Sowjetischen Besatzungszone zu groß wurde und abermals eine Verhaftung drohte, flüchtete Albert Schulz im August 1949 in die Bundesrepublik Deutschland. Vergleichsweise spät übersiedelt, hatte er Mühe, sich im neuen System zu etablieren. Das Misstrauen, das ihm entgegenschlug, war nicht leicht zu überwinden. Skepsis hegten speziell diejenigen Generationengenossen von Schulz, die im Westen eine hervorgehobene Position bekleideten und Konkurrenz fürchteten. Hinzu kam seine mehrjährige, wenn auch eher passive Mitgliedschaft in der SED, für die er immerhin bis zu seiner Flucht im Landtag von Mecklenburg gesessen hatte.⁴²

Schließlich bekam Schulz, der als ehemaliger Oberbürgermeister seine politischen Fähigkeiten für unterschätzt hielt, das auf Herbert Wehner zurückgehende Angebot, als Sekretär der sozialdemokratischen Bundestagsabgeordneten für Hamburg zu arbeiten. Drei Jahre später wurde er Leitender Bezirkssekretär der SPD in Schleswig-Holstein. In dieser Funktion, die ebenfalls nicht voll seinen Erwartungen und seinem Anspruchsdenken entsprach, beschäftigte sich Schulz vor allen Dingen mit organisatorischen Fragen. Sein Versuch, ein Landtagsmandat zu erringen, scheiterte. Zwar wurde er wenigstens zum stellvertretenden Parteivorsitzenden gewählt, aber in ruhigeren Stunden dachte er oft an die Vergangenheit und hoffte auf eine baldige Überwindung der deutschen Teilung. Einem früher in Mecklenburg und jetzt in Braunschweig ansässigen Unternehmer gestand Schulz beinahe acht Jahre nach seiner Flucht: „Auch ich bin im Unterbewußtsein mehr in unserer Heimat, als mir persönlich und manchmal auch meiner Arbeit gut ist. Aber wir müssen ja irgendwie mit den Dingen hier fertig werden. Für mich ist und bleibt Ehrensache, wenn die Signale einmal auf ‚freie Fahrt‘ gestellt werden, um wieder in der Heimat frei politisch tätig zu sein, dann wür-

40 Vgl. Simowitsch; Müller/Mrotzek/Köllner, S. 198 ff.

41 Vgl. Andreas Malycha: Die SED. Geschichte ihrer Stalinisierung 1946–1953, Paderborn u. a. 2000, S. 338; Schwabe, S. 45.

42 Vgl. Woyke: Albert Schulz, S. 237 ff. und 257 ff.

den mich hier keine zehn Pferde mehr halten.“⁴³ Willy Jesse kam unterdessen erst 1954 aus der Haft frei und wenig später in die Bundesrepublik. Schulz und andere Genossen kümmernten sich um ihn. So gelang es, dass Jesse sehr rasch zum Referenten für Gewerkschafts- und Betriebsgruppenarbeit beim SPD-Bundesvorstand avancierte, ohne jedoch an seine in Mecklenburg getragene Verantwortung und seinen dortigen Einfluss anknüpfen zu können. 1971 nahm er sich das Leben.⁴⁴

Gegen Mitte der 1960er Jahre gingen die beruflichen und politischen Karrieren der in der Bundesrepublik tätigen Generationsmitglieder allmählich zu Ende. Schulz und Jesse näherten sich ihrem 70. Lebensjahr. Sie hatten sich mehrere Jahrzehnte lang für die Belange der Sozialdemokratie eingesetzt und dabei massive Repressionen in Kauf genommen. Nun drängte die nachfolgende Generation zu Ämtern und Einfluss. Schulz und Jesse waren zwar nicht verbohrte, aber mit ihren Ansichten tief in den Traditionen der Arbeiterbewegung verwurzelt. Die zunehmende Akademisierung der sozialdemokratischen Funktionäre betrachteten sie mit Sorge. Ohne Lehrberuf, so fürchteten sie genauso wie manch anderer ihrer Altersgenossen, fehle es studierten Nachwuchskräften womöglich an Bodenhaftung. Außerdem würden die innerparteilichen Aufstiegschancen für Nicht-Akademiker, also für junge Arbeiter und Angestellte, stark beeinträchtigt. Grundsätzlich begrüßten Schulz und Jesse jedoch das Interesse und Engagement, das Akademiker für die Sozialdemokratie zeigten. Auch den mit dem 1959 verabschiedeten Godesberger Programm forcierten Wandel der SPD zu einer Volkspartei mit einem grundwerteorientierten und theoretisch offenen Sozialismusverständnis hießen beide gut.⁴⁵

Als Fazit ist ein mehrschichtiger Befund festzuhalten: Sozialdemokraten, allen voran Willy Brandt, Herbert Wehner und Helmut Schmidt, die erst nach 1945 in Spitzenämtern gelangt sind, rufen in der Geschichtswissenschaft wie in der historisch interessierten Öffentlichkeit eindeutig größere Aufmerksamkeit hervor als die im Kaiserreich oder der Weimarer Republik aktiven SPD-Politiker. Dies gilt bemerkenswerterweise auch für die sozialdemokratischen Reichskanzler Philipp Scheidemann, Gustav Bauer und Hermann Müller. Überdies werden für die Sozialdemokratie tätige Frauen nur selten näher von der biografischen Forschung beleuchtet, gleichgültig ob sich ihr politisches Wirken auf die Zeit vor oder nach der NS-Herrschaft konzentrierte. Auffällig ist zudem ein grundsätzlich abnehmendes Interesse für die Geschichte von Arbeiterbewegung und Gewerkschaften im 19. Jahrhundert. Die vor gut zehn Jahren erschienene, wichtige Arbeit von Thomas Welskopp stellt in diesem Zusammenhang eine positive Ausnahme dar, ohne allerdings den Fokus vornehmlich auf sozialdemokratische Biografien zu richten.⁴⁶

Mit Blick auf die etwas ausführlicher vorgestellte Generation mecklenburgischer Parteifunktionäre in der „zweiten Reihe“, die zwischen 1880 und 1900 geboren wurden, ist deut-

43 Nachlass Albert Schulz, im Besitz von Peter Schulz, Hamburg: Albert Schulz an Gustav Wulff, 9. Januar 1957 (Abschrift).

44 Vgl. Woyke: Albert Schulz, S. 257 ff.

45 Vgl. ebd., S. 286 ff.

46 Thomas Welskopp: Das Banner der Brüderlichkeit. Die deutsche Sozialdemokratie vom Vormärz bis zum Sozialistengesetz, Bonn 2000.

lich geworden, dass sie klassische Aufstiegswege in der Sozialdemokratie durchliefen. Nach ersten verantwortungsvollen Funktionen in der Arbeiterjugend boten sich im Kaiserreich und im verstärkten Maße nach der Novemberrevolution während der Weimarer Republik mehrere Karriereoptionen, in den Allgemeinen Ortskrankenkassen, bei sozialdemokratischen Zeitungen und in den Partei- oder Gewerkschaftssekretariaten. Die Konsumgenossenschaften und Arbeiterkulturorganisationen sind ebenfalls zu nennen. Allerdings erwiesen sich die Karrieren dieser Generation um die Mitte der 1920er Jahre durch ältere Sozialdemokraten als blockiert. Spitzenämter auf Reichsebene in Partei, Staat und Verwaltung waren nicht zu erlangen, auch Ministerposten auf Landesebene nahezu unerreichbar. Angesichts dessen ließen sich Albert Schulz und seine Generationsgenossen sogar als SPD-Funktionäre in der „dritten Reihe“ nach dem Führungspersonal auf der Reichs- und auf der Landesebene bezeichnen. Diese Überlegung unterstreicht die Prädominanz der in den 1870er Jahren und früher geborenen Sozialdemokraten, verkennt letztlich aber, dass Schulz, Willy Jesse und andere Gleichaltrige in Mecklenburg durchaus bereits gehobene Verantwortung trugen und Entscheidungsbefugnisse mit reichsweiter Bedeutung ausübten, vor allem in den Führungsgremien des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold. Als zu Beginn der 1930er Jahre ein Generationswechsel einsetzte, schienen lange gehegte Karrierehoffnungen der Parteifunktionäre in der „zweiten Reihe“ realisierbar zu werden. Stattdessen führten die nationalsozialistische Machtübernahme und die Zerschlagung der organisierten Arbeiterbewegung jedoch zu außerordentlich harten biografischen Brüchen.

Hypothetisch lässt sich fragen: Wer von den vorgestellten Sozialdemokraten wäre schließlich in ein Spitzenamt in Land oder Reich gelangt, hätten die Nationalsozialisten ihre Herrschaft nicht errichten können? Reichten die persönlichen Voraussetzungen, Qualifikationen und Kontakte von Schulz und seinen Generationsgenossen dafür aus? Die späteren führenden Positionen auf Landesebene in den ersten Jahren der Sowjetischen Besatzungszone beziehungsweise in der DDR, etwa von Wilhelm Höcker und Carl Moltmann, können in diesem Zusammenhang nur bedingt als Argument dienen. Immerhin waren die Personalentscheidungen der Sowjetmacht sowie die der deutschen Kommunisten im Wesentlichen ideologisch motiviert. Daher konnten sich die für ein Amt fachlich besten Kandidaten häufig nicht durchsetzen.

Unabhängig von diesem Gedankenexperiment wurden die 1950er Jahre sowohl von den in den Westen geflohenen Generationsgenossen als auch von jenen im Osten vielfach als erneuter, frustrierender Bruch erlebt: Schulz und Jesse hatten als ehemalige SED-Mitglieder und verhältnismäßig spät in die Bundesrepublik gelangte Flüchtlinge mit erheblichem Misstrauen zu kämpfen; ihre zweiten Nachkriegskarrieren nahmen sich infolgedessen bescheiden aus. Höcker und Moltmann wurden in der SBZ/DDR nach einem jeweils relativ kurzen Karriereschub kaltgestellt, Margarete Ketelhohn hatte sich indessen bereits früher aus der Politik zurückgezogen.

Wie die hier nur knapp skizzierten Biografien zeigen, kann eine intensivere Beschäftigung mit solchen Parteifunktionären in der „zweiten Reihe“ lohnenswert sein. Jedenfalls ergeben sich dadurch neue Einblicke in die spezifischen Rekrutierungsmuster für Führungsaufgaben und die Mühen sozialdemokratischer Politik auf regionaler Ebene mit ihren Kon-

tinuitäten und Brüchen im 20. Jahrhundert. Überdies bieten sich Ansatzpunkte für die Analyse des Verhältnisses und Beziehungsgeflechts von Sozialdemokraten auf Reichs- beziehungsweise Bundes- und denen auf Landesebene. Schließlich verweisen die Biografien von weniger exponierten Politikern aus einer bisher kaum ausgeleuchteten Perspektive auf das Spannungsverhältnis zwischen Funktionären und Basis, das für eine Programm- und Mitgliederpartei wie die SPD stets von besonderer Wichtigkeit war.